

wird. Für deutsche Leser neu ist der sich anschließende, 1941 in russischer Sprache erschienene Aufsatz von Georg Lukács über Weerth.

Das Resümee zu beiden Bänden liefert Jürgen-Wolfgang Goette mit seinem Essay »Wegbereiter der revolutionären Literatur in Deutschland«, in dem er sich auf die von Jost Hermand 1968 vorgeführte Methode des »Synthetischen Interpretierens« bezieht. Hermand macht selbst am Ende des ersten Bandes darauf aufmerksam, daß der Arbeiter Eduard im »Romanfragment« zu den ersten klassenbewußten Proletariern in der deutschen Literatur gehöre. Diese epochemachende Leistung Weerths mag dazu beigetragen haben, daß sich Karl Hotz, Fachleiter Deutsch an einem Studienseminar für Gymnasien in Rheinland-Pfalz, darum bemüht, Weerths Werk »aus der Fixierung der DDR-Germanistik herauszulösen und im Heine-Kontext das für uns adaptierbare und uneingelöste literarische Erbe Weerths herauszuarbeiten und Weerths Position im literarischen Vormärz neu zu bestimmen«. Angesichts dieser Begrifflichkeit drängt sich die Frage auf, wie Weerth solche didaktischen Mühen beurteilt hätte, ihn »in die gegenwärtige Literaturdiskussion« einzubringen. Im Grunde weiß Hotz mit Weerth nichts anzufangen oder wenig mehr, als wenn sogenannter ideologiefreier Unterricht heute mit Materialien verschiedenster Art hantiert. So verwendet der Schulmann »Blochs Ansatz« der Dialektik des subjektiv und objektiv Ungleichzeitigen (»Erbschaft der Zeit«) schlicht als Modell, aber ohne Engagement, wie Hotz in einer Fußnote betont. Zitate werden aneinandergereiht und mit Kommentaren verziert, wie etwa diesem: »Es gehört wohl mit zu den Paradoxien der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Literatur, daß sich Weerths Name immerhin im Zusammenhang mit dem ›Jungen Deutschland‹ gerade bei Adolf Bartels, einem der schärfsten Gegner Heines, bis zur Verunglimpfung, findet«. (S. 36, auf der Hotz bereits bei Anmerkung 112 angekommen ist und sein 1975 erschienenes Heine-Bändchen anführt.)

Der nach 120 Seiten literatursoziologischer Reflexion von Hotz erschöpfte Rezensent fragt sich, was die Wirkung eines an dieser Handreichung für den Lehrer orientierten Unterrichts auf den Schüler sein mag. Sein Rat: Man lasse die Jugend Weerth lesen und nicht zergliedern bis zur Unkenntlichkeit – selbst wenn darunter der von Hotz gewiß eindrucksvoll demonstrierte literaturwissenschaftliche Erkenntnisstand ein wenig zu kurz kommt.

Kurt Koszyk

Edda Ziegler, Julius Campe. Der Verleger Heinrich Heines (= Heine-Studien), Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg / Heinrich Heine Verlag, Düsseldorf 1976, 383 S., Pb., 58 DM (zugleich Phil. Diss. Universität München 1975).

Im Gegensatz zu dem einengenden Untertitel und zur populären Verleger-Biographie Carl Brinitzers (1962) hat die junge Germanistin auf breiter Quellenbasis eine gründliche Geschichte des Hamburger Verlages für die Jahre 1823 bis 1867 geschrieben und in den zeitgenössischen politischen sowie literarischen Zusammenhang gestellt. Im Mittelpunkt wird allerdings am Falle Heines gezeigt, welchen Einfluß ein Verleger auf Produktion und Thematik eines Schriftstellers unter den besonderen Bedingungen seiner Epoche hatte. Ziegler behandelt dabei nicht zuletzt die Bereiche der technischen Produktion, der Distribution und der Öffentlichkeitsarbeit.

Das Beispiel Heine läßt sich gewiß nicht verallgemeinern, was die Beziehung Verleger – Autor angeht. Campe war der um fast sechs Jahre Ältere, der seit der ersten Bekanntschaft mit den »Reisebildern« die Meisterschaft Heines voll würdigte. Heine wiederum schätzte die buchhändlerische Tüchtigkeit des Hamburgers, dem er seine starke Position auf dem literarischen Markt und eine gewisse ökonomische Unabhängigkeit verdankte. Über diesen Vorsprung gegenüber Konkurrenten suchte Heine argwöhnisch zu wachen. Keine Invektive erschien ihm ungeeignet, Konkurrenten bei Campe in Mißkredit zu bringen. Auch als

er Wihl, Gutzkow und Börne ausgestochen hatte, räsonierte Heine weiter über Campes Verlagskonzept. Die zeitweilige Trennung von 1848–1851 hinderte den 1831 nach Paris Emigrierten keineswegs daran, nachdem die Beziehungen erneuert waren, in alter Weise weiter zu lamentieren. Campe war dennoch klug genug, sich nicht durch die Selbstbeweihräucherung Heines beirren zu lassen. Ziegler bringt die Verhältnisse auf die einfache Formel: »[...] die Frage der Honorarhöhe, die der kommerziellen Auswertung der Manuskripte, Campes Auflagenpolitik und Terminplanung, sowie der Einfluß der Zensur [...]«. Heine ist vermutlich der erste deutsche Autor gewesen, der seinem Verleger an Geschäftstüchtigkeit in nichts nachstand. Im Vordergrund standen für ihn seine finanziellen Bedürfnisse, zu deren Befriedigung er alle Register seiner Verhandlungskunst zog – vom kombinierten Manuskriptangebot bis zur Drohung, er werde zur Konkurrenz, d. h. zu Cotta, abwandern. 27 623 Taler erhielt Heine zu Lebzeiten, weitere 16 800 Taler seine Witwe von Campe, der damit die Sonderstellung dieses Autors honorierte, sich aber auch im Vergleich zum Umgang Cottas mit seinen Autoren keineswegs lumpen ließ. So brachte es Heine gegen Ende seines Lebens zum Lebensstandard des bestbezahlten hanseatischen Beamten und übertraf einen Cottaschen Spitzenverdiener wie Freiligrath. Ob allerdings Zieglers Schlußfolgerung allgemeine Gültigkeit hat, bleibe dahingestellt: »[...] der Autor in der Position des freien Schriftstellers tritt auf als Produzent, dessen Werk vom Verleger, den Gesetzen des Markts entsprechend, als Ware bewertet und gewinnbringend verwirtschaftet wird«.

Vielmehr scheint bei Heine eine Tendenz zur »Buchmacherei« erkennbar zu sein, vor der ihn Campe warnte, d. h. vor gewinnbringenden Vorveröffentlichungen in Zeitschriften und Pamphleten, um sie später mit neuen Texten zu zensurfreien Bänden (20 Bogen) zu kombinieren. Campes Interesse, Produktion und Thematik seines Autors zu beeinflussen, wurde weniger von einer publikumswirksamen Ästhetik als von den Notwendigkeiten des Verlagsgeschäfts diktiert. Je nach Marktlage wechselnd, wurden bestimmte Gattungen favorisiert, mal Lyrik, mal Prosa. Popularität, nicht Politik, auf diese einfache Formel läßt sich Campes Wertvorstellung von der Konzeption literarischer Werke bringen.

Die aus den Quellen überaus farbig erarbeitete Studie findet ihre Grenzen da, wo die von Ziegler bevorzugte historische Methode versagt: vor dem Komplex der Rezeptionsschichte. Die Autorin besitzt immerhin den Mut, dies anzuerkennen. Trotz der Arbeiten von Engelsing u. a. ist unser Wissen über das Lesepublikum des 19. Jahrhunderts – von früheren Zeiten ganz zu schweigen – weiterhin punktuell-exemplarisch. Kurt Koszyk

Jörn Brederlow, »Lichtfreunde« und »Freie Gemeinden«. Religiöser Protest und Freiheitsbewegung im Vormärz und in der Revolution von 1848/49 (= Studien zur modernen Geschichte, Bd. 20), R. Oldenbourg Verlag, München/Wien 1976, 122 S., Kunststoffeinband, 48 DM.

In der Historiographie des 19. Jahrhunderts, denken wir etwa an Treitschkes Deutsche Geschichte, gehörten die seit 1845 ausgelösten, zunächst religiös motivierten Bewegungen des Deutschkatholizismus und der protestantischen Lichtfreunde mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zur Vorgeschichte der deutschen Revolution von 1848. Diese historische Sichtweise, die beide religiöse Bewegungen von 1845 mit ihrer politischen, liberal- bis radikaldemokratischen Programmatik in eine allgemeine Betrachtung des deutschen Vormärz miteinschloß, geriet, sehen wir von Einzelstudien ab, im Verlauf des 20. Jahrhunderts in Vergessenheit. Somit ist es ein unbestreitbares Verdienst, daß sich Brederlow dieser zum Teil verschütteten, zum größten Teil aber noch gar nicht erforschten Traditionen annimmt. Ebenso bedeutsam ist die Zielsetzung dieser Arbeit: Brederlow will einen Beitrag »zur Erforschung der Struktur des deutschen Vormärzes und der Revolution von